

Rüdiger Zill

Waves of Fear

Angst – Konturen eines Gefühls, Konjunktoren eines Gefühls. Der Titel unserer Tagung verspricht mehreres: dass wir die Konturen der Angst, ihre Gestalt also, aber vielleicht auch ihre Reichweite beschreiben. Und: dass wir ihren Konjunktoren nachspüren, sagen wir verkürzt: ihrer Geschichte.

Das Stichwort »Konturen« betrifft die Frage danach, was Angst ist, welche Formen sie annehmen kann, wie wir sie verstehen können; es verlangt nach einer Art Phänomenologie dieses Gefühls, auch zum Beispiel nach einer Unterscheidung von Realangst und neurotischer Angst. Das erweiterte Stichwort »Konjunktoren« verspricht Aufschluss über die historische Entwicklung dieses Gefühls, sein Auf und Ab, seine Dominanz zu bestimmten Zeiten, aber auch sein mögliches Zurücktreten in anderen Epochen. Der Titel arbeitet zugegebenermaßen mit einer Unterstellung, die erst einzuholen ist: nämlich der, dass die Angst zunächst einmal nicht nur ein omnipräsentes, anthropologische verankertes Gefühl ist, sondern überhaupt eine Geschichte hat, und dass diese Geschichte näher besehen wellenförmig ist, dass sie sich also analog zu ökonomischen Zyklen bewegt. Die Ökonomie hat diese Metapher selbst aus einem ganz anderen Bereich übernommen, aus der Astrologie. Dort bezog es sich auf die Konstellationen, also auf die Art und Weise, in der die Sterne sich zueinander in Beziehung setzen. Und auch das soll in unserem Titel mitschwingen: In welche Konstellationen tritt die Angst mit anderen Gefühlen. Mein Beitrag, der auch ein Stück weit eine Einleitung zu dem Thema sein will, versucht anhand der Angst einigen Fragen nachzugehen, die für unser Projekt *Passion(s) in Culture(s)* generell immer wieder von Bedeutung sind: Was bedeutet es, dass Angst in bestimmte Konjunktoren oder Konstellationen zu anderen Gefühlen tritt? Und was kann eine Geschichte der Angst überhaupt bedeuten?

Beginnen wir mit einem Beispiel aus der Literatur. Kurz nach dem ersten großen Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts, im Jahr 1920 nämlich, erschien im Verlag von H.S. Hermann in Berlin eine Novelle Stefan Zweigs, die den ebenso schlichten wie suggestiven Titel »Angst« trug. Wollte man dahinter ein Echo der Verwüstungen jenes Krieges vermuten oder eines der ökonomischen Unsicherheit in dieser Zeit, wäre man allerdings auf einem völlig falschen Pfad. Nichts davon erscheint in der Novelle. Sie erzählt vielmehr die Geschichte einer jungen Frau aus gesicherten bürgerlichen Verhältnissen, der eine Affäre mit einem jungen mittellosen Pianisten zum Anlass wird, sich in eine teils begründete, in großen Teilen aber auch unmotiviert Furcht hineinzusteigern. Und in der Tat ist die Novelle eigentlich auch schon 1913 geschrieben worden. Die Drohung der großen gesellschaftlichen Verwüstungen und historischen Umbrüche mag für Zweig schon spürbar gewesen sein, Thema ist sie jedenfalls nicht.

Die Protagonistin der Novelle ist Irene, eine mehr oder weniger glücklich, jedenfalls aber standesgemäß verheiratete Frau und Mutter zweier Kinder, die sich eines Tages auf ein Verhältnis mit einer Zufallsbekanntschaft einlässt. Sie trifft ihren Liebhaber von Zeit zu Zeit, besucht ihn in seiner Wohnung, ist mit sich auf eine behagliche Art zufrieden; man hat aber nicht den Eindruck außerordentlicher Glücksmomente oder gar Leidenschaft, die mit diesen Besuchen verbunden wären. Und so charakterisiert Zweig sie dann auch fast etwas abfällig mit folgenden Sätzen:

»Nichts in ihr, weder ihr durch eheliches Glück voll befriedigtes Blut, noch das bei Frauen so häufige Gefühl, in ihren geistigen Interessen zu verkümmern, hatte ihr einen Liebhaber zum Bedürfnis gemacht, sie war vollkommen glücklich an der Seite eines begüterten, geistig ihr überlegenen Gatten, zweier Kinder, träge und zufrieden gebettet in ihrer behaglichen, breit-

bürgerlichen, windstillen Existenz. Aber es gibt eine Schlaffheit der Atmosphäre, die ebenso sinnlich macht als Schwüle oder Sturm, eine Wohltemperiertheit des Glückes, die aufreizender ist als Unglück, und für viele Frauen durch ihre Wunschlosigkeit ebenso verhängnisvoll als eine dauernde Unbefriedigung durch Hoffnungslosigkeit. Sattheit reizt nicht minder wie Hunger, und das Gefahrlose, Gesicherte ihres Lebens gab ihr Neugier nach dem Abenteuer. Nirgends war Widerstand in ihrer Existenz. Überall griff sie ins Weiche, überall war Vorsorglichkeit, Zärtlichkeit, laue Liebe und häusliche Achtung hingebreitet, und ohne zu ahnen, dass diese Gemäßigkeit der Existenz niemals von äußeren Dingen bemessen wird, sondern immer nur Widerspiel einer inneren Beziehungslosigkeit ist, fühlte sie sich irgendwie um das wirkliche Leben durch diese Behaglichkeit betrogen.«¹

Das Unglück beginnt – so scheint es jedenfalls auf den ersten Blick – als sie nach einem dieser Besuche in der Wohnung ihres Liebhabers im Treppenhaus eine Frau trifft, die von sich behauptet, die ehemalige Freundin des Pianisten zu sein und die Irene dann in einem rüden und vulgären Ton beschimpft, wobei sie ihr nicht nur moralische Vorhaltungen macht, sondern ihrer Anklage auch deutlich soziale Konnotationen gibt: Ihr der armen Arbeitslosen habe man alles genommen und nun komme diese reiche, verwöhnte Frau daher und raube ihr auch noch aus purem Übermut den Freund. Irene verfällt sofort in eine Art panische Starre und befreit sich aus dieser bedrängenden Situation nur, indem sie der Angreiferin etwas Geld in die Hand drückt und sich dann an ihr vorbei windet. Sofort am nächsten Tag will sie die Affäre beenden, noch, glaubt sie, sei Zeit dazu, die Furie aus dem Volk, die sie bedrängt hat, konnte sie, die tief verschleiert war, nicht erkannt haben, kein Hinweis konnte zu ihr führen. Sie trifft ihren Geliebten im Kaffeehaus, teilt ihm ihren Entschluss mit, doch auf dem Heimweg wird sie schon wieder von der ehemaligen Freundin des Musikers gestellt, diesmal ist Irene nicht verschleiert, schlimmer noch, die Furie kennt bereits ihren Namen. Wieder entkommt sie nur, indem sie der Angreiferin Geld zuschiebt. Aber nun nimmt das Unheil seinen Lauf. Die Erpresserin erscheint bald bei Irene zu Haus, nötigt ihr weiteres Geld ab, die Summen werden – wie zu erwarten – immer größer. Bald weiß Irene nicht mehr, wie sie die geforderten Beträge unauffällig auftreiben soll, sie muss einen Ring versetzen, den ihr Mann dann auch prompt vermisst. Parallel zu dieser Handlung schildert Zweig die wachsende Verzweiflung seiner Protagonistin, ihre Angst und ihren Schrecken. Am Ende weiß sie dieser Angst vor der Entdeckung nicht mehr anders Herr zu werden als durch Selbstmord: Sie glaubt den physischen Tod der sozialen Entlarvung vorziehen zu müssen. Ihr Mann, der sie schon die ganze Zeit verfolgt hat – buchstäblich und in übertragenem Sinne –, entdeckt in letzter Sekunde ihren Plan und hält sie zurück. Dabei kommt heraus, dass die Erpresserin keineswegs die ehemalige Freundin ihres Geliebten war, sondern eine Schauspielerin, die von Irenes Mann engagiert worden ist, ihr bewusst Angst zu machen. Er hat nämlich von der Affäre erfahren und versucht seine Frau durch leichten psychologischen Terror auf den so genannten Pfad der Tugend zurückzuführen. Erschüttert von der unbeabsichtigt heftigen Wirkung seiner Intrige, gesteht er das ganze Arrangement, Irene gesteht ihrerseits, was längst nicht mehr gestanden werden müsste: Die Geschichte scheint in ein Happy end zu münden.

Irenes Mann erweist sich in Zweigs Novelle als guter Hobbesianer. Er instrumentalisiert ein Gefühl, die Angst, um ein anderes auszubalancieren und so um seine Wirkung zu bringen. Und so erscheint die ganze Geschichte auf der Oberfläche als durchaus rationales Geschehen. Irenes Verhalten ist demnach erklärbar als gut motivierte Realangst, als Furcht, bei etwas

¹ Stefan Zweig: »Angst«, in: ders., *Verwirrung der Gefühle* (1920), Frankfurt am Main 1984, S. 280–353, hier S. 287 f.

Verbotenem ertappt zu werden. Sie begeht einen gesellschaftlich-moralischen Tabubruch, versucht ihn zu verschleiern, das gelingt ihr nicht, sie wird erpresst. Ihre Angst ist eine vor den sozialen Folgen der möglichen Enthüllung: vor dem Verlust der materiellen und in gewisser Hinsicht auch emotionalen Geborgenheit ihrer Familie und Gesellschaftsschicht. Wie gesagt: eine Realangst, der emotionale Stellvertreter rational gut begründbarer Motive. Wie gesagt ist: So erscheint es.

Die Geschichte wird zunächst einmal dadurch komplizierter, dass Zweig uns hier ein emotionales Gefüge beschreibt, eine affektive Gemengelage, bei der eine Reihe von Gefühlen gegeneinander arbeiten, sich messen, sich bekämpfen, sich austarieren oder paralisieren, aber sich vor allem auch in ihrer konkreten Ausgestaltung beeinflussen. Ich habe Irene Mann nicht umsonst hier als Hobbesianer eingeführt. Philosophiegeschichtlich kann man Thomas Hobbes als ersten neuzeitlichen Emotionstheoretiker lesen – mit Betonung auf neuzeitlich. Hobbes war der erste, der von dem in der Antike allenthalben zu findenden Optimismus abging, dass die Affekte etwas seien, das man durch pure Ratio kontrollieren müsse und eigentlich auch könne. Wenn sich die konkreten Rezepte, wie dies gelingen könnte, bis dahin auch unterschieden – je nachdem, ob man beispielsweise Platoniker oder Aristoteliker oder Stoiker war – und wenn es auch schon gelegentliche Hinweise auf gegeneinander arbeitende Affekte gab – so zum Beispiel im platonischen Seelenrossegleichnis, bei dem die Vernunft, repräsentiert durch den Wagenlenker, die schädlichen Begierden, die als schwarzes Pferd erscheinen, mit Hilfe eines weißen Spanngenossen, der für positive Gefühle wie Mut und Scham stehen soll, beherrscht –, so war doch bis ins 17. Jahrhundert die Vernunft das ungebrochen herrschende Prinzip. Erst Hobbes hat damit gebrochen; erst er hat das Herrschaftsverhältnis zwischen Ratio und Emotion umgekehrt: Im Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft zieht die Vernunft immer den Kürzeren. Starke Triebe sind nur zu bremsen, indem man ihnen eine andere starke affektive Kraft entgegensetzt, für Hobbes war das bekanntlich in erster Linie die durch den starken Staat jederzeit zu mobilisierende Furcht. Schon bei Hobbes Vorgänger Francis Bacon findet sich in seinem *The Advancement of Learning* dafür ein schönes Bild: Die Dichter seien zu loben, heißt es da, weil sie im Gegensatz zu den Philosophen »mit großer Lebendigkeit darstellten, wie Affekte entzündet und angespornt werden; wie sie befriedigt und bezähmt werden; wie sie sich offenbaren, wie sie wirken, wie sie sich unterscheiden, wie sie zusammenwirken und einander verstärken, wie sie miteinander verwoben sind und wie sie einander bekämpfen und zusammenstoßen, und dergleichen Eigenheiten mehr; wobei letzteres in moralischen und politischen Fragen von besonderem Nutzen ist; wie man (so sage ich) Affekt gegen Affekt einsetzt und den einen durch den anderen beherrscht: So wie wir das Tier mit Hilfe des Tieres hetzen und den Vogel mit Hilfe des Vogel jagen... Denn wie es bei der Regierung von Staaten mitunter notwendig ist, eine Fraktion durch eine andere einzudämmen, so verhält es sich auch mit der Regierung unseres Innern.«²

Nun leiden diese frühneuzeitlichen Affekttheorien natürlich an dem etwas kruden Modell, nach dem sie konzipiert worden sind. Gemäß der damals erfolgreichsten Wissenschaft, der Mechanik, wurden sie als eine Art System mechanisch gegeneinander arbeitender Kräfte verstanden, die sich selbst aber nicht verändern. Furcht bleibt Furcht und Trieb bleibt Trieb, unabhängig davon in welchem Kontext sie erscheinen; sie ändern sich nicht qualitativ, sondern allenfalls quantitativ, je nachdem auf wie viel Widerstand sie treffen, wie viel Gegendruck sie erfahren. Mit der sich entwickelnden Psychologie als eigener Wissenschaft im 18. Jahrhundert, und volends dann im 19. Jahrhundert wurden die Analysen hier dann natürlich differenzierter.

² Francis Bacon: *The Advancement of Learning*, XXII, 6, Oxford et al. 1974, S. 164

Wir finden in Zweigs Novelle an verschiedenen Stellen Beschreibungen dafür, wie sich die Farbe bestimmter Gefühle ändert, je nach der herrschenden emotionalen Beleuchtung. Ich hoffe, Sie gestatten mir diese Metaphorik, auf die ich noch zurückkommen werde. Ich möchte hier nur ein Beispiel anführen, und zwar die Szene, in der Irene zum ersten mal ihrem Geliebten begegnet. Er schaut von dem Klavier auf, an dem er sitzt, sie wechseln Blicke, er spricht sie an, fragt sie nach ihrer musikalischen Meinung, lädt sie dann später zu sich ein, gibt vor ihr und nur ihr allein sein neustes Werk vorspielen zu wollen. Das Vorspielen entpuppt sich natürlich als Vorspiel, das zu Küssen führt und in Hingabe endet. Irenes Reaktionen beschreibt uns Zweig so:

»Ihr erstes Gefühl war Erschrecken vor dieser unerwarteten Wendung ins Sinnliche, der geheimnisvolle Schauer, der diese Beziehung umwitterte, war jählings gebrochen, und das Schuldbewusstsein für diesen ungewollten Ehebruch wurde nur teilweise beruhigt durch die prickelnde Eitelkeit, zum erstenmal durch einen, wie sie glaubte, eigenen Entschluß die bürgerliche Welt, in der sie lebte, verneint zu haben. Der Schauer vor ihrer eigenen Schlechtigkeit, der sie in den ersten Tagen erschreckte, verwandelte ihre Eitelkeit so in gesteigerten Stolz. Aber auch diese geheimnisvollen Erregungen hatten ihre vollen Spannung nur in den ersten Augenblicken. ...«³

Warum es mir hier geht, möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen, das ich mir aus der Einleitung zu David Konstans neuem Buch *The Emotions of the Ancient Greeks* borge, auch wenn ich einen ganz anderen Gebrauch davon mache als er. Er verweist dort darauf, dass die Fähigkeit, die Spannweite unserer Gefühle detailliert wahrzunehmen, unter anderem davon abhängt, wie differenziert unser Begriffsinstrumentarium ist, und vergleicht das mit unserer Farbwahrnehmung. Mit welchen Begriffen teilen wir etwa den Farbkreis ein? »Curiously enough, I believe that I have been witness to a change in the value of ›blue‹ in my own lifetime. When I was a child I was taught that the rainbow has seven colours, one of which bore the name ›indigo‹ [...]. Today few people think of ›indigo‹ as one of the basic colour terms in English. Indigo lay between violet and blue, occupying a portion of the spectrum that has presumably now been invaded by its neighbours. Blue, then, should designate a wider spectral range today than it did when indigo still nestled comfortably alongside it.«⁴

Diesen Vergleich zwischen Farb- und Gefühlswahrnehmung möchte ich noch in einer ganz anderen Hinsicht benutzen. Wir wissen, dass wir ein und dieselbe Farbe je anders wahrnehmen, je nachdem in welchem farblichen Kontext sie vorkommt. Eine Farbe mit derselben spektralen Wellenlänge ein bestimmter Blauton etwa, erscheint uns also je anders, je nachdem, ob er vor einem roten oder einem gelben Hintergrund erscheint. Übertragen wir das nun auf das Gefüge unserer Emotionen, so finden wir einen sehr ähnlichen Effekt: Ein Gefühl kann uns ganz anders ergreifen, abhängig davon, ob es zum Beispiel einer ängstlichen oder ob es auf einer zuversichtlichen Stimmung aufruht, ob es mich in einer depressiven Phase oder einer Phase heftiger Verliebtheit ergreift.

So hat Irenes Verliebtheit zum Beispiel ihre ganz eigene Färbung, die tief geprägt ist von ihrer Situation auch emotionaler Saturiertheit, und es wäre interessant diese Gefühle einmal mit denen Emma Bovarys oder Anna Kareninas zu vergleichen, mit denen der Madame de Mer-

³ Ebd. 289 f.

⁴ David Konstan: *The Emotion of the Ancient Greek. Studies in Aristotle and Classical Literature*, Toronto et al. 2006, S. 5

teil aus Choderlos de Laclos' *Gefährlichen Liebschaften* oder denen der fünf noblen Damen und fünf edlen Herren, die sich zur Zeit, als die Pest in Florenz gewütet hat, außerhalb der Stadtmauern versammeln und sich die Zeit mit dem Erzählen jener Liebesgeschichten vertreiben, die Giovanni Boccaccio dann in seinem *Decamerone* gesammelt hat. Aber nicht nur Irenes Liebe hat eine bestimmte situationsbedingte Färbung, auch ihre Angst. Genau genommen gibt es Indizien, dass ihre Sorgen, die sich im Laufe der Ereignisse zu äußerster Verzweiflung steigern, nicht nur das Ergebnis rational nachvollziehbarer Befürchtungen sind, sondern durchaus einen existentiellen Charakter haben. Ihre Angst ist bereits zu Beginn des Geschehens vorhanden; sie existiert schon vor dem Grund. Und so erscheint sie dann auch schon in den allerersten Sätze der Novelle: »Als Frau Irene die Treppe von der Wohnung ihres Geliebten hinabstieg, packte sie mit einem Male wieder jene sinnlose Angst. Ein schwarzer Kreisel surrte vor ihren Augen, die Knie froren zu entsetzlicher Starre, und hastig musste sie sich am Geländer festhalten, um nicht jählings nach vorn zu fallen. Es war nicht das erste Mal, dass sie den gefährvollen Besuch wagte, dieser jähe Schauer ihr keineswegs fremd, immer unterlag sie trotz aller innerlicher Gegenwehr bei jeder Heimkehr solchen grundlosen Anfällen unsinniger und lächerlicher Angst. Der Weg zum Rendezvous war unbedenklich leichter.«⁵ Dass sie am Ende dieser Treppe, auf der sie jener Schwindel erfasst, dann die Erfüllung ihrer Vorahnungen trifft, mutet fast als *selffulfilling prophecy* an.

Fast hat man den Eindruck, dass dem gesamten Geschehen bei Zweig ohnehin eine neurotisch gefärbte Angstbereitschaft zugrunde liegt. Das führt mich zu einem Autor, der in unmittelbarer zeitlicher und räumlicher Nähe zu Zweig gearbeitet hat, einem anderen berühmten Wiener. Im Wintersemester 1916/17 hält Sigmund Freud »vor einer aus Ärzten und Laien und aus beiden Geschlechtern gemischten Zuhörerschaft« (wie er selbst schreibt) den zweiten Teil seiner *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in deren 25. Vorlesung er sich zum ersten Mal in größerem Umfang dem Thema Angst widmet. (Er wird sie später noch in zwei anderen Schriften ausführlicher erörtern: 1926 in dem langen Artikel »Hemmung, Symptom und Angst« und dann 1932 in der *Neuen Folge der Vorlesungen*.)

Freud war es, der die Unterscheidung von Realangst und neurotischer Angst eingeführt hat. Die philosophische Tradition unterscheidet ja gern zwischen Furcht und Angst, wobei Furcht etwas Intentionales ist, die konkrete Furcht vor etwas, während Angst etwas unspezifisches meint. In etwa entspricht dem Freuds Unterscheidung von Realangst und neurotischer Angst. Die Realangst erscheint dabei zunächst als etwas durchaus Vernünftiges: »Wir werden von ihr aussagen, sie ist eine Reaktion auf die Wahrnehmung einer äußeren Gefahr, d.h. einer unerwarteten, vorhergesehenen Schädigung, sie ist mit dem Fluchtreflex verbunden, und man darf sie als Äußerung des Selbsterhaltungstriebes ansehen.«⁶ Bei näherer Betrachtung ist schon diese Realangst nicht ganz so rational, wie es auf den ersten Blick erscheint, wäre es doch viel sinnvoller angesichts einer drohenden Gefahr kühl abzuwägen, wie groß die eigenen Kräfte sind, wie groß die des Angreifers, und danach dann zu entscheiden, ob man eher fliehen oder eher angreifen sollte. Angst hilft hier keineswegs. Im Gegenteil: Sie verhindert die Abwägung eher. »Für gewöhnlich besteht die Reaktion auf die Gefahr aus einer Vermengung von Angstaffekt und Abwehrreaktion. Das geschreckte Tier ängstigt sich und flieht, aber das Zweckmäßige daran ist die »Flucht«, nicht das »sich ängstigen.«⁷ Das Zweckmäßige sieht Freud nur in dem ursprünglichen Impuls, der Angstbereitschaft, nicht aber in der Angstentwicklung

⁵ Zweig: »Angst«, a.a.O., S. 280

⁶ Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, in: ders., *Gesammelte Werke* Bd. 11, London 1940, Reprint: Frankfurt am Main 1999, S. 408

⁷ Ebd. S. 409

dem ursprünglichen Impuls, der Angstbereitschaft, nicht aber in der Angstentwicklung selbst. Stefan Zweigs Irene wäre dafür ein gutes Beispiel. Was das Zweckmäßige der Angst vollends fragwürdig machen kann, ist – nebenbei bemerkt – eine merkwürdige Erfahrung, von der Konstanty Gebert morgen Nachmittag berichten wird: dass das Gefühl Angst nämlich oft erst dann einsetzt, wenn die Gefahr längst vorbei ist. (Was bei Freud übrigens ganz außer Acht bleibt, ist das produktive Potential der Angst, dass sie Kräfte freisetzt, die von rein rationalen Erwägungen nicht mobilisiert werden könnten.)

Aber auch wenn die Angstentwicklung vielleicht nicht als zweckmäßig erscheint, so hat sie doch ihren guten Grund. Das hat die neurotische Angst nicht mehr. Freud diskutiert nun im Detail die Angst der Nervösen (über deren Verbreitung zu Ende des 19. Jahrhunderts wir wohl heute Nachmittag von Joachim Radkau noch einiges hören werden), die hysterische Angst, die Phobien. Immer geht es hier um spontane Angstattacken, die eigentlich keinen Grund in der Realität haben. Freud erklärt sie aus einem Stau der Libido. Kann sie nicht adäquat abgeführt werden, entstehen neurotische Angstgefühle, wobei die Libido selbst auch zur Quelle der Angst wird. »Wie wir wissen, ist die Angstentwicklung die Reaktion des Ichs auf die Gefahr und das Signal für die Einleitung der Flucht; da liegt uns dann die Auffassung nahe, daß bei der neurotischen Angst das Ich einen ebensolchen Fluchtversuch vor dem Anspruch seiner Libido unternimmt, diese innere Gefahr so behandelt, als ob sie eine äußere wäre.«⁸ Mir geht es nun gar nicht um die Erklärung neurotischer Krankheiten. Das wird gleich am Ende der Vormittagssektion ein Fachmann, nämlich der Neurologe und Psychotherapeut Borwin Bandelow, viel kompetenter und vor allem auf dem Stand der neuesten Forschung tun. Mir geht es um das Erklärungsmuster, und zwar dass hier eine gewisse Form der Angst als eine vor inneren Gefahren verstanden wird. Was wir also an Erfahrung der äußeren Welt verstehen, eine reale Bedrohung vor der wir uns fürchten, wird als Modell benutzt, um innerpsychisches Geschehen zu interpretieren. Auch das Über-Ich erklärt Freud ja als Verinnerlichung der äußeren Straf- und damit Angstinstanz. Dieses Muster wurde nun auch zu einem historischen gemacht. Die individualpsychologische Entwicklung wird ihrerseits zum Modell für eine zivilisationsgeschichtliche.

Das führt uns zu der Frage, was man überhaupt unter einer Geschichte der Gefühle, spezieller einer Geschichte der Angst verstehen kann. Solch eine Geschichte kann natürlich zunächst einmal die Abfolge unterschiedlicher Angstquellen sein. Jean Delumeau hat das in seinem Buch *Angst im Abendland* für die kollektiven Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts getan: Pest, Krieg, Hunger, Naturgewalten und soziale Aufstände waren solche Quellen, aber auch politisch oder religiös instrumentalisierte wie das Jüngste Gericht oder der Teufel oder die ihm (im doppelten Sinne) unterstellten Helfershelfer wie Hexen oder Juden. Wir können diese Geschichte leicht in die Gegenwart verlängern, gerade was die politische Instrumentalisierung der Angst betrifft. Einige Beispiele werden uns in der Tat morgen Nachmittag beschäftigen, wenn Corey Robin und Eva Horn die politischen Ängste im 20. und 21. Jahrhundert untersuchen werden.

Man kann das als Abfolge von Ängsten sehen, bei denen sich der Gegenstand ändert, das Gefühl aber letztlich nicht. Man kann aber auch sagen, mit dem Gegenstand ändert sich auch das Gefühl. Oder aber: Es ändert sich fundamental etwas an der Art der Gegenstände und damit auch an dem Gefühl.

⁸ Ebd. S. 420

Die trivialste Variante ist sicherlich die, dass mit der zunehmenden Naturbeherrschung die äußeren Quellen der Angst abnehmen, Pest und Hungersnöte sind zumindest in der westlichen Welt im großen und ganzen verschwunden, also würde unser Leben dadurch auch angstfreier. Danach müsste es in Gegenden der Welt, wo dies noch nicht so ist, eine größere Angstbereitschaft geben. Nun haben Befragungen und statistische Auswertungen ergeben, dass die glücklichsten Menschen angeblich in Bangla Desh leben. Das würde die Diagnose natürlich in Frage stellen. Aber vielleicht glauben wir auch in diesem Fall lieber nur den Statistiken, die wir selbst gefälscht haben.

Eine andere Variante behauptet, dass mit der Abnahme unserer Ängste vor den Naturgewalten, eine Angst vor den sozialen Entwicklungen, insbesondere der Geschichte selbst, die als unbeherrschbare Macht erfahren wird, getreten ist. Das möchte ich hier nicht diskutieren, weil genau das der Gegenstand von Heinz Dieter Kittsteiners Vortrag im Anschluss sein wird.

Die dritte Variante nun ersetzt die Realängste vor Pest, Sturm und Hungersnot durch die Angst vor inneren Mächten. In diesen Zusammenhang gehört in gewisser Weise der berühmte erste Satz aus Max Horkheimers und Theodor W. Adornos *Dialektik der Aufklärung*: »Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.«⁹ Und wir können ergänzen: auch im Zeichen unheilvoller Ängste, die entstehen, weil wir gezwungen sind, unsere eigene Natur zu vergewaltigen, um die äußere Natur zu beherrschen. Eine genauere Lektüre würde hier den Einfluss von Freuds Libidotheorie zeigen. Ich will mich aber stattdessen kurz mit einer anderen prominenten Variante der Verinnerlichungstheorie beschäftigen, und die stammt von Norbert Elias.

Elias schreibt: »Nirgends in der menschlichen Gesellschaft gibt es einen Nullpunkt der Ängste vor äußeren Mächten und nirgends einen Nullpunkt der automatischen, der inneren. Beide bedeuten für den Menschen etwas Verschiedenes, aber beide sind letzten Endes voneinander untrennbar. Was im Laufe eines Zivilisationsprozesses vor sich geht, ist nicht das Verschwinden er einen und das Auftauchen der anderen. Was sich ändert ist lediglich die Proportion zwischen den äußeren und den selbsttätigen Ängsten und deren gesamter Aufbau: Die Angst des Menschen vor äußeren Mächten werden – ohne je zu verschwinden – geringer; die niemals fehlenden, latenten oder aktuellen Ängste, die aus der Spannung zwischen Trieb und Ich entstehen, werden im Verhältnis zu ihnen stärker, allseitiger und beständiger.«¹⁰ Die Abnahme der Angst vor äußeren Gefahren hängt für Elias nicht nur mit der zunehmenden Naturbeherrschung, sondern auch der gesellschaftlichen Verbreitung der Selbstbeherrschung zusammen. Weil die allgemeine Gewalt staatlich monopolisiert wird, nimmt die Unsicherheit körperlichen Schaden durch andere zu erleiden ebenfalls ab. Da wir in immer komplexere Gesellschaften eingebunden sind, müssen wir unserer Gewaltbereitschaft immer stärkere Zügel anlegen, die Welt wird also auch sozial sicherer, die Gewalt wird berechenbarer, in gewisser Hinsicht rationaler. Das wirkt sich dann auch auf unsere Ängste aus.

Auch Elias spricht schon von Schwankungen und Phasen, die die Angst durchmacht, allerdings würden die Amplituden dieser Phasen geringer. Das Verhalten wird insgesamt stetiger, damit

⁹ Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung*, in: Max Horkheimer, *Gesammelte Schriften*, Bd. 5, Frankfurt am Main 1987, S. 25

¹⁰ Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1997 (= *Gesammelte Schriften*, Bd. 3.2), S. 419

auch unsere Ängste. »die Angst- und Furchtwellen steigen nicht mehr so häufig steil an, um vielleicht ebenso rasch wieder steil abzusinken, sondern sie halten sich mit Schwankungen, die gemessen an früheren Phasen klein sind, gewöhnlich auf einer mittleren Höhe. Wenn das der Fall ist [...], dann nimmt zugleich das Verhalten – in vielen Stufen und Schüben – einen »zivilisierteren« Charakter an. Hier, wie überall aber ist der Aufbau der Ängste nichts anderes als der psychische Widerpart der Zwänge, die die Menschen kraft ihrer gesellschaftlichen Verflechtung aufeinander ausüben.«¹¹

In all diesen Verinnerlichungstheorien wird ein großer zivilisationshistorischer Bogen geschlagen. Nicht dass ich generell etwas gegen »große Erzählungen« hätte, nur sind schon die Voraussetzungen nicht immer ganz unumstritten. Ist es zum Beispiel wirklich der Fall, dass unsere emotionale Reaktion proportional zu Häufigkeit und Bedrohlichkeit äußerer Gefahren ab- oder zunimmt? Ist die Furcht, überfallen zu werden, auf einem mittelalterlichen Feldweg größer als im nächtlichen Neukölln, nur weil es damals mehr Tote im alltäglichen Überlebenskampf gegeben haben mag? Ist die Sorge einer Mutter um ihr Neugeborenes größer in einer Gesellschaft in der die Kindersterblichkeit bei 80 Prozent liegt? Ängste, nicht nur neurotische Ängste, auch die mehr oder weniger realen sind offensichtlich keineswegs rational in diesem Sinne, sonst hätten weniger Menschen Flugangst, aber viel mehr Furcht, in ein Auto zu steigen. Statt der großen Erzählungen sollte man vielleicht besser von Kulturen der Angst sprechen. Gefühle werden zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Gesellschaften kultiviert – und das nicht als einzelne Emotion, sondern als Gefühlskonstellationen.

Zweigs Novelle mag die Verinnerlichung der Angst sehr gut illustrieren. Insgesamt erscheint es mich aber zweifelhaft, dass wir äußere durch innere ersetzen, zumindest so weit es sich um Gewissensängste handelt. Ich will das nun zum Schluss noch kurz an einem anderen Beispiel, an einer anderen Art Material erläutern, nämlich an Indizien aus unserer unmittelbaren Gegenwart. Das Material stammt aus unserem öffentlichen Diskurs über Angst und hilft die Frage zu beantworten, welche Ängste denn überhaupt allgemein verhandelt werden und wie wir damit umgehen.

Wenn ich in letzter Zeit irgendeine Zeitung oder Zeitschrift aufgeschlagen habe, sprang mir überall die Angst entgegen, nicht nur in angstmacherischen Parolen, etwa der Boulevardpresse, sondern auch als etwas, das direkt beim Namen genannt wird. Wir haben offensichtlich nicht nur Angst, wir nennen sie auch beim Namen, sind besessen von ihr. Überall liest man Angst: Ob im *Spiegel*, in der *Zeit*, wie hier in der Zeitschrift *Novo*, die im Oktober 2006 die Angstindustrie zum Thema erhoben hat, oder sogar in Stadt- und Programmzeitschriften wie dem Berliner *Tip*, der im letzten Jahr mehrere Titel bestimmten Ängsten gewidmet hat, wie hier der »Angst vor dem (ökonomischen) Abstieg« oder der »Angst um die Sicherheit in der Stadt«. Nun war mir klar, dass das gut eine Deformation professionelle sein kann. Wir alle hier am Einstein Forum haben schon die Erfahrung gemacht, dass wir, wenn wir ein neues Tagungsthema auf das Programm gesetzt haben, diesem Thema sofort an jeder Straßenecke begegnen. Ist die Aufmerksamkeit erstmal erregt, dann entwickelt man natürlich diese Art von selektiver Wahrnehmung.

Um zu überprüfen, ob es sich dabei um verzerrte Wahrnehmung oder um ein reales Phänomen handelt, haben wir beschlossen eine kleine Stichprobenerhebung zu machen, mit beschränkten Mitteln, ohne den Anspruch einer soliden sozialwissenschaftlichen Untersuchung zu

¹¹ Ebd. S. 456

erheben. Im Auge hatten wir dabei drei unterschiedliche Zeitschriften, den *Spiegel*, die *Zeit* und den *Stern*, die wir auf das hin betrachtet haben, was auch dem unbedarften Leser und Passanten vor allem ins Auge springt: die Titelseiten. Dabei haben wir sie auf drei Kriterien hin untersucht: dem direkten Vorkommen des Begriffs Angst, eine Angst erregende Ikonographie dieser Titelblätter und dem Erscheinen von Angst besetzten Themen in den Überschriften. Während der erste Punkt unproblematisch ist, kommt es bei der Ikonographie und den Themen natürlich immer auch auf die persönliche Erregbarkeit und Einschätzung an. Wir, d.h. vor allem Helmut Fallschessel, Lars Dreiucker und ich haben eine kleine Kriterienauswahl getroffen und Lars hat dann dankenswerterweise die Knochenarbeit getan und hat in Zeitschriftenarchiv der Staatsbibliothek die Folianten gestemmt bzw. die Mikrofilme durchmustert.

Das Ergebnis ist nicht ganz so signifikant, wie ich es erwartet habe, immerhin lässt sich soviel sagen: Schon allein das Vorkommen des Begriffs nimmt über die Jahr hin deutlich zu, am besten erkennbar im *Spiegel*, wo das Wort seit Gründung der Zeitschrift 1947 lange Zeit gar nicht auf dem Titel erscheint, zum ersten Mal schließlich im Juli 1968 und dann eher indirekt, nämlich in einem herausgehobenen Zitat aus dem Spiegel-Gespräch mit Jean-Paul Sartre: »Die Kommunisten haben Angst vor der Revolution«. Erst in den 70er Jahren begegnen wir dem Wort häufiger auf dem Titel, in Form von Schulangst, Angst vor Terror und Angst vor dem Krebs bzw. in der negierenden Form »Keine Angst vor dem Krebs«. Im April 1974 wird das Thema zum ersten Mal auf allgemeinem Niveau abgehandelt. Aus Anlass einer politischen Veränderung, nämlich den Stimmenverlusten der SPD, beauftragt der Spiegel eine Meinungsumfrage, die nachgerade existentielle Fragen stellt und deren Ergebnisse unter dem Titel »Die Ängste der Deutschen« veröffentlicht werden. Der Trend verstärkt sich, in den 80er Jahren begegnen wir dem Wort insgesamt neunmal auf dem Spiegel-Titel, davon allein dreimal 1987 und dreimal 1989. Es geht dabei nicht nur um die Angst vor dem Krieg und deren Gegenstück, die Angst vor der Abrüstung, sowie der Angst vor der Lust (wir haben das Zeitalter von Aids erreicht), Angst über den Wolken, Angst vor den (rechtsradikalen) Republikanern und als unmittelbare Reaktion auf den Reaktorunfall von Tschernobyl die Angst vor der Kernkraft, die unter dem reißerischen Titel »ANGST – ANGST – ANGST« präsentiert wird, sondern auch die Spiegel-Serie »Die Angst der Deutschen« von 1982.

In den 90er Jahren nimmt die Angst wieder leicht, aber nur leicht ab, wir zählen sechs Erwähnungen. Prominent sind nun die Angst ums Geld, spezieller um die D-Mark, und gesundheitliche Ängste: die vor dem Herzinfarkt und immer noch vor AIDS, ab 1994 kommt aber auch die Angst um den Job dazu, und 1996 dann die wohl eher kalendarisch bedingte »Endzeit-Angst«, die aber noch einmal zum willkommenen Anlass wird, das Phänomen insgesamt zu thematisieren.

In der *Zeit* und im *Stern* ist die Nennung von Angst weiter gestreut und regelmäßiger verteilt, immerhin lässt sich auch hier eine Zunahme verzeichnen: In der *Zeit* erscheint das Wort in den 60ern 5 mal, in den 70ern 6 mal, in den 80ern dann 9 mal und in den 90ern ebenfalls 9 mal.

Im *Stern* lesen wir es nach bloßen 5 mal in den 60ern, 15 mal in den 70ern, 18 mal in den 80ern (auch hier der Höhepunkt) und mit einem leichten Rückgang, aber immer noch deutlich präsent 14 mal in den 90ern.

Nun sagt das Vorkommen des Begriffs allein noch nicht viel aus. Daher haben wir auch die Bildsprache und die Thematik der Schlagzeilen näher befragt. Interessanterweise geht dies nicht unbedingt parallel: oft sind beängstigende Themen von relativ sachlichen Bildern beglei-

tet und eher harmlose Themen von bedrohlichen Bildern illustriert. Um es kurz zu machen. Bei beiden ergibt sich ein gewisser Trend. Der erste Angsthöhepunkt ist etwa in den Jahren 1968 bis 1973, besonders in den Eckjahren 68/69 und 73. Dann kommt eine ruhigere Zeit mit einem kleinen phobischen Zwischenhoch 1977. Richtig Angst erregend werden die Titel dann aber erst wieder 1981-83 und der absolute Höhepunkt fällt erstaunlicherweise in die Jahre 1988-92, hier sind es übrigens besonders 1989 und 1991 signifikant. Man sollte allerdings nicht meinen, dass hier nur die offensichtlichen, die politischen Krisen zu Buche schlagen, im Gegenteil ist es häufig eine Mischung aus privaten, gesundheitlichen, ökonomischen und politischen Ängsten, die gemeinsam auftreten (und manchmal sind sie natürlich nicht voneinander zu trennen).

Wie interpretieren wir diese Tendenzen? Meine erste These ist, dass das vermehrte Auftreten des Begriffs auch etwas mit einem anderen Umgang mit Emotionalität generell zu tun hat, eine Entwicklung, die erst Ende der 60er Jahre einsetzt. Man beginnt anders und zum Teil auch überhaupt erst über Gefühle zu sprechen. Im Fall der Angst kommt eine spezifische Umwertung hinzu: Angst ist nicht mehr vorwiegend negativ besetzt, etwas, das man mutig zu überwinden hat; Angst darf nun zugelassen werden, wird sogar teilweise nobilitiert, gilt als besonders rational. Wir haben Angst, sagen trotzig die Demonstranten, die Anfang der 80er Jahr gegen den Nachrüstungsbeschluss und gegen Atomkraftwerke demonstriert haben. Eine Kultur der Angst wird nun positiv besetzt und gepflegt.

Gleichzeitig wird die Bewirtschaftung der Emotionalität im öffentlichen Raum professionalisiert: durch die Werbung, durch ihre Präsentation im Fernsehen – in Deutschland war hier die Einführung des Privatfernsehens in den 80er Jahren von nicht zu unterschätzender Bedeutung – und auch durch das Öffentlichkeitsmanagement in der Politik. In dieser Hinsicht ist es interessant, wie ungeschickt noch Willy Brandt während der Krise der SPD in den frühen 70er Jahre mit dem Thema Angst umgegangen ist; kein Vergleich zu Gerhard Schröders »Politik der ruhigen Hand« 2005.

Man darf die Politik der Angst aber nicht nur als ein instrumentelles Geschehen verstehen, etwas, das bestimmte Interessengruppen zu bestimmten Zwecken einsetzen, um die Wähler zu manipulieren. Das ist natürlich immer ein wichtiger Faktor und wird es weiterhin sein. Aber zu dieser Politik der Angst kommt auch immer eine Kultur der Angst, die nicht gesteuert ist, sondern ein selbstregulativer Prozess ist. Ein interessantes Detail ist in diesem Zusammenhang das Ineinandergreifen von politischen, ökonomischen und privaten Ängsten, beide scheinen sich ein Stück weit parallel zu bewegen, wie man aus dieser Langzeitstudie, die die r+v-Versicherung seit 1991 unternommen hat, ersehen kann: Obwohl politische und ökonomische Sorgen stärker sind als private, bewegen sich doch beide in etwa denselben Kurven: nimmt das eine zu, tut es auch das andere und umgekehrt.

Dabei hat es wenig Sinn, die so genannten Medien als Drahtzieher zu dämonisieren, denn der öffentliche Diskurs reagiert ja seinerseits auch wieder auf die Bewegungen, die er registriert.

Gewissenängsten wird naturgemäß in solchen Umfragen nicht nachgespürt, sie sind auch weniger Thema des öffentlichen Diskurses, dennoch scheint mir deutlich, wie sehr der Angstdiskurs als einer vor äußeren Gefahren nicht nur lebendig bleibt, sondern zu bestimmten Zeiten auch deutlich zunimmt, dass er gerade in letzter Zeit auch auf eine besondere Art kultiviert wird. In welchem Maß es hier um Realängste oder um übersteigerte geht, ist dabei allerdings noch einmal eine ganz andere Frage.